

## eins

Beim nächsten Mal zähle ich bis drei, flüsterte Vera Weiß, beim übernächsten Mal bis vier und dann bis fünf. Ich schließe die Augen, heute nur für eine Sekunde. Die Straße ist frei. Ich fahre langsam, aufmerksam. Es dämmt bereits. Herbst 2015. Der Herbst kann nicht enttäuschen, da man von ihm jede Art von Wetter erwartet oder auch nicht. Die meisten sitzen wahrscheinlich zu Hause bereits beim Abendessen. Eine Sekunde ist kurz. Was soll da passieren? Außerdem bin ich in der 30er-Zone. Frage mich immer wieder, wie es sich anfühlen wird, der Aufprall, kurz bevor man das Bewusst-sein verliert. Eine Frage der Geschwindigkeit. Eine Frage von Leben und Tod. Hunderte Male habe ich es mir vor-gestellt. Das Auto, das Haus direkt in der Rechtskurve, der Aufprall. Wieso baut man ein Haus direkt in einer Kurve, so nah an der Fahrbahn? Wie fühlt es sich an, wenn die Airbags sich öffnen?

Oder auf der Autobahn. Ja, da habe ich tatsächlich schon bis zwei gezählt, zwei Sekunden lang die Augen geschlossen, während ich mit 120 km/h auf gerader Strecke fuhr, vor mir sah ich in großem Abstand ein anderes Auto, keine Ahnung, was für ein Fabrikat. Es hätte nichts passieren können, keine Kurve, kein Stau in Sicht. Jemand, der erkältet ist und während der Fahrt niest, schließt meist auch die Augen, wenigstens für einen kurzen Moment. Was mich antreibt und umtreibt, weiß ich nicht. Traurig bin ich. Eine tiefe Traurigkeit wühlt in mir wie ein Schwelbrand. Unpassender Vergleich. Eigentlich denke ich bei Traurigkeit eher an die Farbe Blau oder an Dunst, Nebel und Wasser. Nein, es ist kein Schwelbrand, der in mir glüht, sondern ein alles durchziehender Dunst, ein Nebel oder Tau, fühlt sich an wie Schritte in unberührtem Schnee.

Im Radio berichteten sie über den Anschlag in Paris vom 13. November 2015. Gotteskrieger des Islamischen Staates schossen wahllos auf unschuldige Menschen in Restaurants, im Konzertsaal und sprengten sich vor einem Fußballstadion in die Luft. Was glauben die? Dass sich Gott in einem Staat niederlassen würde, der auf Blut gegründet wurde? Wie kann man Gott mit seinem Gegenspieler verwechseln? Übersehene Paradoxien. Vera Weiß schaltete das Radio aus. Sie versuchte, an etwas anderes zu denken, an ihre Arbeit als Ärztin, an ihren Kollegen Theo Stern und die gute langjährige Zusammenarbeit. Der Herbst bescherte der Praxis die typische Grippewelle. Im Wartezimmer ein einziges Geschniefe.

Um 20.00 Uhr hatte Vera die Praxis verlassen. Zu Hause angekommen, freute sie sich auf einen ruhigen Abend in ihrer kleinen, gemütlichen Dachgeschoss-

Wohnung. *My home is my castle* ging es ihr durch den Kopf, während sie die Tür hinter sich schloss mit dem Gefühl, die Welt endlich wieder aussperren zu können. Wenigstens für ein paar Stunden wollte sie dem Lärm, dem Entsetzen dieser Welt entkommen.

Noch immer lag der Geruch von Melisse in der Luft, einem ätherischen Öl, das sie stets in ihren Verdampfer träufelte, der auf einer Vintage-Kommode im Wohnzimmer stand. Daneben ein braunes Holzkästchen, das aussah wie eine kleine Schatztruhe. Hier bewahrte sie die Teelichter und Streichhölzer auf. Sie liebte das Geräusch, das Streichholz auf der Reibfläche und den aufsteigenden Geruch von Schwefel. Ganz bestimmt, dessen war sie sich sicher, gehörte dieses Geräusch, verbunden mit dem Schwefelduft zu jenen Ereignissen, die der Vergangenheit angehörten, die zunehmend in Vergessenheit geraten würden. Vera wird es bewahren, das Geräusch und auch diesen Geruch. Sie bewahrte alles Mögliche und Unmögliche auf, Wesentliches und Unwesentliches, nebensächliche Details, die kaum jemand beachtet. Ihr Gedächtnis war ein riesiger Raum, in dem Unzähliges gelagert wurde und miteinander in Verbindung stand.

In der Küche stand noch das Geschirr vom Frühstück auf der Spüle. Sie öffnete den Gefrierschrank und zog eine Pizza Tonno heraus. Ihr Magen knurrte. Sie schob die Pizza in den Backofen, verließ die Küche und ging ins Wohnzimmer. Müde ließ sie sich auf ihre Couch fallen, ein Kissen unter dem Kopf, den Blick zur Decke, den Gedanken freien Lauf.

Seit einem Jahr hatte sie jede Woche einen Termin bei einem Psychotherapeuten, Heinrich Hugott. Sie mochte ihn ganz gern. Manchmal fand sie, dass er etwas zu still war. Offensichtlich hatte er eine Vorliebe für Schweigen. Mittlerweile konnte sie bei ihm mehrere Arten des Schweigens unterscheiden. Da gab es einmal das Schweigen, das einfach nur Nachdenken bedeutete, wenn er über eine Antwort nachdachte. Dann gab es das beredte Schweigen, das darauf hinwies, dass er etwas aussprechen wollte, aber aus irgendeinem Grund vorzog, es nicht zu tun. Manchmal hatte sie den Eindruck, dass er es gar nicht bemerkte, dass es einfach nur beiläufig geschah so wie man atmet, ohne darüber nachzudenken.

Doch es gab auch Momente, da schien er sich mit einem stillen Blick versichern zu wollen, dass sie seine unausgesprochene Botschaft gehört hatte, die er zwischen die Zeilen geflochten hatte. Was sie jedoch heraushörte oder hinein-interpretierte, konnte keiner Prüfung unterzogen werden. So bleibt

Unausgesprochenes ungehört und unerhört. Und sie spürte, dass manches sich verflüchtigen würde, wenn sie es jemals in Worte kleiden würde. Es gibt Realitäten, die nur bleiben, wenn man sie nicht benennt.

Hin und wieder war sein Schweigen auch Ausdruck einer Enttäuschung.

Und verwundert stellte sie eines Tages eine ganz neue Art des Schweigens bei ihm fest. Es war ein Schweigen, das sie als *Systemabsturz* bezeichnete und das von hochgezogenen Augenbrauen, einem verdutzten Gesichtsausdruck und einem leeren Blick begleitet war, so als wisse er nicht, wie er das, was sie gesagt hatte, einordnen sollte, als drehte er ein Puzzleteil in seiner Hand auf der Suche nach der passenden Lücke.

...

---

## sechs

Pastor Enze predigte leidenschaftlich, seine dunkle Stimme war kräftig, dabei trotzdem ruhig, die Worte bildhaft und sorgsam gewählt, treffsicher, manchmal etwas länger im Raum verweilend. Andere Worte wieder preschten schnell hervor, wobei er die Stimme erhob, fordernd, lockend, aber niemals den Eindruck erweckend, dass er ein starrer Moralapostel sei, obschon er hohe Werte vertrat. Er wollte in anderen entzünden, was selbst in ihm brannte. Er glaubte an die Kraft der Liebe und dass es gar nicht so schwer sei, Nächstenliebe zu praktizieren. Er berichtete von ganz alltäglichen Situationen, in denen sie sich zeigte und dass es gar keiner großen Taten bedürfe. Es gebe so viele Möglichkeiten, Nächstenliebe in sein Leben zu integrieren. Mit dem Auto anhalten, wenn es regnet und ein Mensch ohne Schirm am Straßenrand steht, um es ihm zu ermöglichen, schnell weiter zu kommen. Sich in der Nachbarschaft gegenseitig unterstützen.

Dabei schaute er selbstsicher zu den Zuhörern und suchte den kurzen, persönlichen Blickkontakt, nickte bekräftigend mit seinem Kopf, wobei seine grauen Locken wippten und lächelte freundlich. Pastor Enze war von durchschnittlicher Statur, mittelgroß und schlank, doch während er predigte, gestikulierte er dermaßen lebhaft mit seinen Händen und Armen, dass er einem viel gewaltiger und größer vorkam, als er tatsächlich war. Seine Messdiener schmunzelten, weil sie sich vorstellten, dass er ein großer Baum mit wedelnden Ästen sei. Seine dichten Locken kamen ihnen stets wie eine Baumkrone vor.

Aber sie sagten es ihm nicht, obschon er den Scherz sicherlich mit einem Lächeln bedacht hätte.

Plötzlich, nachdem er in gewohnter Weise seinen Blick durch die Reihen schweifen ließ und Blickkontakt aufgenommen hatte und wohlwollend lächelte, erstarrten seine Gesichtszüge, wurden maskenhaft, reglos für einen kurzen Moment, der gewiss nur einem sensiblen Beobachter aufgefallen wäre. Die dicken weißen Kerzen auf den Stufen zum Altar flackerten. Ruß stieg auf.

Der Mann, der seinen Blick so intensiv erwiderte, kam ihm seltsam bekannt vor. Doch er war nicht der Gegenwart zuzuordnen. Es war ein Gesicht der Vergangenheit. Ihm war unbehaglich. Pastor Enze wandte seinen Blick ab. Fragen begannen, ihn zu quälen, wie sie jemanden quälen, der etwas zu verbergen hat. Ob er mich immer noch anschaut, wenn ich wieder hoch sehe? Er stöberte in seinem Gedächtnis. Irgendjemand hustete. Ein Kind begann zu quengeln. Allmählich, in Zeitlupentempo setzte sich ein Bild zusammen. Dann wurde ihm schmerzhaft bewusst, wer er war, dieser Mann, der ihn unerbittlich fixierte mit seinem Blick. Amadeus, du bist es. Du bist zurückgekommen.

Enze fasste sich an die Stirn. Er fühlte Schweiß an seinen Fingern. Mit einmal wurde ihm unerträglich heiß. Jeder Muskel in seinem Körper war angespannt. Wieder schaute er zu dem jungen Mann. Ihre Blicke trafen sich und er wusste, woran Amadeus dachte. Wehmütige Erinnerungen, süß und schmerzlich, drängten sich auf, ließen ihn in seiner Rede stolpern. Scham stieg in ihm auf. Er neigte seinen Kopf zur Seite und schaute ins Leere, als suche er Hilfe aus dem Nichts. Die Messdiener warfen sich Blicke zu, die braven Kirchgänger bedachten seine Unpässlichkeit mit Wohlwollen. Endlich war auch Pastor Enze mal nicht perfekt, auch wenn es nur eine belanglose Holprigkeit in seinem Redefluss war.

Amadeus wickelte eine Haarsträhne um seinen rechten Zeigefinger, genau wie damals. Jugendliche Verträumtheit. Gesten überdauern Jahre. Seine großen, dunklen Locken lugten unter seiner blauen Baskenmütze hervor. Er war mittlerweile ein junger Mann von zweiundzwanzig Jahren, aber seine weichen Gesichtszüge, feinsinnig und klug, hatten die Anmutung eines Jugendlichen, vielleicht eines Siebzehnjährigen. Er hatte das Gesicht des Tadzio, als habe Thomas Mann ihn aus seinem Buch entlassen oder als sei er ihm eigenmächtig entstiegen.

Der Tod in Venedig war das Tor, durch das sie geschritten waren. Tadzio, du bist lange genug durch die Gassen Venedigs gewandert und hast endlich wieder

den Weg in meine Kirche gefunden. Ich habe lange auf dich gewartet: Tadzio, Amadeus. Er hatte ihn Tadzio genannt.

Oben an seinem Rednerpult fühlte Pastor Enze die eindringlichen Blicke des herangereiften Amadeus wie einen stummen Vorwurf.

Der Junge war damals sehr verwirrt, zu jung, um auszuweichen, zu perplex, gefangen in den Träumen des Älteren, der ihn hofierte, ohne dass er je die Möglichkeit empfunden hätte, es ansprechen oder entweichen zu können.

Der Klang von Traurigkeit begleitete nun Enzes Rede.

Wo ist die Grenze? Wie weit willst du geh'n? Verschweige die Wahrheit, ich will sie nicht seh'n.

Spontan jagten diese Sätze durch seine Gedanken. Es waren Zeilen aus einem Lied, dessen Titel er vergessen hatte. Es fiel ihm schwer, sich zu konzentrieren.

...